

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 4

Artikel: In fremder Nacht
Autor: Masarey, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663330>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Handschuhe aus diesem Muschelgespinnst wurden ehedem vom Könige von Neapel als Neujahrs-geschenke an die Mächtigen der Erde verteilt. Früher sollen selbst die römischen Kaiser Mäntel aus diesem goldgrün glänzenden Stoff getragen haben. Auch die Kaiserin Marie Luise von Frankreich hatte einen Schal davon, der 4000 Franken kostete.

Die Schalen der Kammuschel sind häufig als Tellerchen für Ragouts im Gebrauch, die der Herzmuschel werden zum Kalkbrennen verwendet; die der Galiotis sind mit einer Perlmutter-schicht bedeckt und werden von den Chinesen zum Auslegen der Verzierungen auf ihren mit schwarzem Lack überzogenen Kästchen benützt. Die Gehäuse vieler anderer Muscheln und Schnecken finden in der Industrie als Aschen-becher, Schmuckschalen, Blumenvasen und ähnliche Luxusartikel Verwendung, wozu sie ihre Farbenpracht oder ihre merkwürdige Form als besonders geeignet erscheinen läßt.

Die Purpurschnecke jedoch, die den Alten das Färbemittel für ihre purpurnen Gewänder lieferte, hat ihren Wert verloren, seit das Anilin der Industrie fast jede denkbare Farbensüance in größter Pracht darbietet. Dagegen wird der Tintenfisch, eine Seeschnecke aus der Familie der Belemniten, als Träger der in der Malerei vielbenützten Sepia auch heute noch in Anspruch genommen. Die Schale der Schildkröte, des einzigen Reptils, das, von einigen kleineren Schlangen abgesehen, im Meere haust, gilt als ein recht bedeutender Handelsartikel. England allein führt an Schildpatt jährlich für 40 000 Pfund ein.

Auch einige Fische, wie zum Beispiel der Silberfisch und der Weißfisch, stehen unmittelbar im Dienste des Gewerbes. Im wesentlichen kommen aber die Fische als Nahrungsmittel in Betracht. Hier aber in einem Umfange, der nahezu unbegrenzt ist und die gewerbliche Bedeutung des Meeres tief in den Schatten stellt.

Wenn überm Meer.

Wenn überm Meer das Frührot brennt
Und alle Küsten rauchen,
Wie lieb ich dann, ins Element
Befreit hinabzutauhen!

Tiefpurpurn schwillt um mich die Flut
Und zittert, Well an Welle;
Mir deucht, ich had in Drachenblut
Wie Siegfried einst, der Schnelle.

Mein Herz wird fest, und wie es lauscht,
Von junger Kraft durchdrungen,
Versteht's, was Wind und Woge rauscht,
Und aller Vögel Zungen.

Em. Geibel.

In fremder Nacht. *)

Von Arnold Masareh.

In fremder Nacht steh ich an Deck und lausche
auf die neue Kunde, die der Wandel meiner
Fahrt mir leise träumend zuträgt.

Fremd ist alles um mich her geworden!

Selbst der Himmel hat sein Antlitz fremd ver-
ändert.

Eine um die andere von den großen, alten
Leuchten wich aus den vertrauten Höh'n und
senkte sich, allmählich müd und trüb geworden,
immer tiefer in die nördlich fernen Niederungen
wie in eine hoffnungslose Götterdämmerung
hinein.

Zwar spendet Sirius noch sein Herrscherlicht
in ungebrochener Kraft, doch schon ist der Polar-

stern in ein finsternes Jenseits abgesehen, und
der Große Wagen folgt ihm langsam nach, er-
schreckend umgestürzt, die Räder oben aus ge-
kehrt, die Deichsel tief ins Meer vergraben!

Dafür sind neue Sterne da, gewaltige Nacht-
sonnen: — des Rentaurus heftig blitzendes,
gedoppeltes Gestirn und Somalhaut, Antates,
Canopus und Acharnar und dazu, noch wun-
derbarer meine Blicke bannend, die zwei großen,
sanft verschwommenen Nebelflecke der Kapwol-
fen, die vom unvergänglichen Glückstraum des
Eldorado schwermutvoll verklärt sind.

Soll doch einer alten Indianersage nach ihr
Licht nichts anderes sein als nur der schwache,
himmlisch ferne Widerschein von Inselbergen,
welche, ganz aus Silber und aus blankem Gold

*) Aus dem stimmungstarken Buche „Meer-
fahrt“. Verlag Drell Küßli, Zürich. Almanach 1928.

geschaffen, irgendwo in einem zauberhaften, nie entdeckten Urwaldsee Venezuelas liegen!

Aber neben ihnen und den wenigen, übermächtig grellen Riesenfackeln sucht der Blick vergebens, in den übrigen Gestirnen Sinn und Ordnung zu entdecken und sie zu so festen, einfach klaren Bildern zu vereinen, wie sie ihm am heimischen Nachthimmel Ruh und Frieden gaben.

Wild und ungeordnet scheinen hier die unerschöpflich sprühenden Millionen der Sternhaufen übers Firmament verschüttet, — Funke an Funke, — Nebel an Nebel, — Schein an Schein!

Alles Fragen, alles Deuten hört von selber auf, und das Herz erschauert nur noch still vor der heimatlosen Fremde dieses Himmels, — vor der Fülle, — vor dem Wirrsal seiner ewig unenträtselten Gesichte.

*

Eines nur strahlt aus dem Lichterchaos majestätisch groß und klar hervor: — das Kreuz des Südens!

Weit im Halbkreis schlingt sich um sein Bild ein Kranz besonders hell gereihter Sterne, rückt es von dem Übermaß der andern ab und weist ihm seinen Platz an einen eigenen, lichtarmen stillen Ort, wie es im himmlischen Irrgarten keinen zweiten gibt.

Vier Sterne sind es bloß, die es mit schlichter Einfachheit in die Leere zeichnen.

Nichts sonst deutet die Gestalt des Kreuzes an. Es ist, wie wenn dieselbe in dem unerhellten Blau der Nacht, das zwischen ihnen ruht, gleich wie in einem See von Duft und Schweigen und unendlich tiefer Einsamkeit ertrunken wäre!

Doch das wunderbare Gleichmaß ihres Abstands zwingt das Auge immer wieder, unwillkürlich die vier großen Sterne miteinander zu verbinden und die Leere zwischen ihnen mit dem Kreuzeszeichen auszufüllen, das den Menschen allen, welche jemals über See hin nach den fernem, heißen Ländern fuhren, zum gepriesenen Symbol des Südens wurde.

*

Der Mond, — auch er ist längst ein anderer geworden!

Steil über meinem Haupt, beinahe im Zenith, fährt er dahin, in schauerlicher, sinnentrückter Höhe, die zum Erdenmeere keinen freundlichen Bezug mehr hat.

Ein Kreis von toter Finsternis ist rings um ihn gebreitet, — geschaffen durch sein eigenes, blendend grelles Licht, das alle Sterne, die in seine Nähe kommen, tilgt, so daß er, ganz allein von Dunkelheit umgeben, einsam und verloren, durch den überreich besäten Sternengarten wandeln muß.

Nichts anderes trifft er an auf seinem Weg, — kein himmlisches Gebild, woran sich seine Kraft erweisen könnte: — unfruchtbar bleibt all sein Strahlen in der grenzenlosen Himmelsöde!

*

Und dennoch müssen Wolken, weiche, unsichtbare Dünste in den Höhen schweifen, denn bald hier, bald dort, verschwinden nacheinander die Gestirne, und an ihrer Stelle breitet sich geheimnisvolles blaues Schweigen aus.

Aber nirgends kann ich etwas Wallend-Wolkenhaftes finden, — keinen mondbeschienenen Rand und keine Fülle, — keinen fahl verwehenden Widerschein auf fernem, zarten Himmelssegeln.

Nur dies dunkle, wesenlose Kommen, Gehen, — dies Verlöschen und Entzünden der Gestirne kündigt mir ihr Dasein.

Still, ruhevoll verschwommen ist der Meeressraum unten in der Tiefe.

Nur der Widerschein des Mondes legt in den dämmerig verlöschten Kreis sein sicheres, bleiches Maß.

Vom Schiffe weg verschäumt, verrieselt sich das hitzige Geloder in die offene Wellenflut hinaus und findet sich erst ferne draußen wieder zur geschlossenen, silbrig abgedämpften Trift, die die Gedanken lind mit sich hinübernimmt ins unbekannte, nieberührte Reich des Horizonts.

Weidseits von diesem märchenhaften Pfad des Lichts verglänzt sich und verdunkelt sich jedoch die ganze Meeresbreite rings zu stummer, träumend nebliger Bedeutung, und nur sanfte Wunder dunsten noch aus ihrem schlummermüden Blau empor.

*

Doch plötzlich ist der Zauber des Meerleuchtens da!

Ein schwüles Qualmen spannt sich über Wasser aus, hebt leise und verhaucht gleich wieder spurlos in den Finsternissen, — kehrt zurück, — zuckt, — funkt unheimlich wie ein unterseeisches Gewitter, — einigt sich, — wird still und

klar und strahlt mit einem Mal in ungezählten, winzigen Brillanten auf: — ein Spiegelbild des Firmaments — ein zweiter, geisterhafter Sternenhimmel in der Tiefe!

Weithin durchs Dunkel folgt uns das Kielwasser wie ein grün verglimmender Kometenschweif, und selbst der Schaum, der längsseite dünt, ist durch und durch von einem fahlen, körperlosen Schein erhellt.

Irrlichter flackern in ihm auf, Gischtblitze fahren lautlos durch die Flut, und große, glühende Quallen streifen torcklig weich dem Schiff entlang.

Und plötzlich, wie es kam, verhuscht es wieder überall.

Nur ferne draußen, wo die großen Wogen langsam durch das nachtgeheime Dunkel laufen, schlagen die Gischtkrausen manchmal noch mit ihren Silberwimpern träge über den verlöschten Grund.

So still, so dunkel und so kühl ist es im Winde!

Eine Ruhe hat sich in die Welt gebreitet, — eine Ruhe, die das All mit grenzenlos verwogender Genesung füllt.

Süß und traurig rinnt aus ihr die Melodie der Tropenmeernacht durch mein Herz.

Nur das einflussend müde Summen der Maschine und das abgedämpfte Wogenrauschen und

den labend leisen Zug der Lüfte spür ich um mich kreisen.

Wunschlos träumend und vertrauend lausche ich in sie hinüber, und in ihrem Zauber fühl ich kaum noch unter mir den tief gelassenen, feierlichen Puls der Meerflut.

Wie die Wogen lind und machtvoll aus dem Urgrund quellen!

Wie sie mich einwiegen und einschläfern wie das Kind im weichen, starken Arm der Mutter!

Zögernd denk ich heim, — an die Meinen und an Haus und Garten, — an den See und an die alten, treuen Sterne, die nun über feinen Bergen stehn.

Wie ferne, ferne ist dies Alles heut!

Nur noch ein müdes, sehndes Erinnern mahnt mich an das Glück und Leiden jener Zeit, und näher fast, — gewisser scheint mir schon, was vor mir liegt: — die Tage und die Nächte an den fremden, unbekanntn Küsten.

*

Du fernes, duftendes Geheimnis Fremdlands!

Ist denn über all dem toten Salzgeruch der Öde der Windesfittich nicht schon längst mit deiner leisen, leisen Spur befrachtet, — mit dem unfassbaren Hauch von Erdensüßigkeit, von heißem Sand und Lavafels, von Walblagunen, Tierdunst und verzehrend fremdem, dunkelhäutigem Menschenleib?

Einer Greifin.

Süßer Frühling vieler Jahre
Ist an dir vorbeigegangen,
Weiß wie Schnee sind deine Haare
Und vom Herbst geküßt die Wangen,
In der Stirne seh ich Falten,
Die der Kummer eingegraben
Und der Hoffnung Truggestalten,
Die dahinter Wohnung haben.

Und doch fesselt mich die Güte
Dieser halbverwelkten Züge
Tiefer fast als eine Blüte,
Die des Lenzes Zeichen früge!
Seelenreiz, er durfte bleiben
Und sie wehmütvoll durchschimmern,
Wie durch weißbereifte Scheiben
Nächtlich helle Lampen flimmern.

Gern, ach gerne möcht' ich wissen,
Wie dein Lebensgang gewesen,
Was dein Herz zu tiefst zerrissen,
Wie es wiederum genesen.
Trinken möcht' ich von den Bronnen,
Draus dir floß das wahre Leben,
Und mich wärmen in den Sonnen,
Deren Strahlen dich umschweben.

Noch wozu den Schleier heben,
Den du schamhaft selbst gezogen?
Aus dem eigenen Erleben
Ahn' ich deines Schicksals Wogen.
Wie auf selbstgezognem Faden
Spinnlein über Rosen streichen,
Darf ich auf Gedankenpfaden
Dein geheimstes Herz beschleichen.

Emma Wigig.